

Auf den Spuren der Normannen.

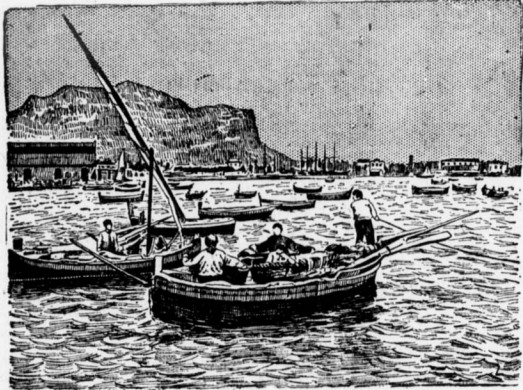
Von Maximal Segov.

Was nach Wiederherstellung des Friedens die Touristen unwiderstehlich nach Palermo, der Perle Siziliens hingehen wird, ist neben einer paradiesischen Natur, jene herrliche Kunst, welche die Herrschaft der Normannen in friedlichen Zeiten dieser



Die Katakomben des Kapuzinerklosters in Palermo.

reich und doch so armen Insel geschenkt hat. Die Dome von Palermo, Montreale und Gesualdi, die Kirche der Martorana, von San Cataldo und die Cappella Palatina finden kaum ihresgleichen unter all dem, was in jenen Zeiten im christlichen Abendland geschaffen ist. Arabisch - sarazenesk war der Boden, auf dem Palermo's Kunst, geschmackvoll und mit seinem ästhetischen Gefühl, sich entwickelte. Normannengeist brachte jene neuen Elemente, durch deren Vereinigung jene eigenartige Kunstbetrachtung entstanden ist, deren Hinterlassenschaft uns heute fast wie ein versteinertes Traumbild vergangener, ro-



Seefahrbild in Palermo.

mantischer Zeit erscheint. Die Kassele, der Kuba und Jisa sind Zeugen davon, welche Kunst die Normannen nach Besetzung der Kraber und der spanisch - mohammedanischen Korallen hier vorfanden. Aber die Formen werden bald umgestaltet, und die Denkmäler der Sarazenen verloren sich bald unter dem Vergräbe, welches die neue Kunst der nordischen Antömmlinge ihnen aufdrückte.

Kühn und unternehmend, wie die Normannen bei ihren abenteuerlichen Fahrten waren, suchten sie völlig neue Pfade auf wie das Volk der Pfönizier — und so ist auch ihre Kunst eigenartig, machtvoll und trübsig. Ihre erste Natur erfreute sich vor allem an dem schönsten Schmuck der Gotteshäuser, an den mit Marmor umgebenen, feterlich glänzenden Goldmosaik-

prächtigten Vorplatz, der 1753 seine Marmorfassung und seinen reichen Staturen Schmuck erhielt. Ein gewaltiger langer Bau streckt sich vor unserem Auge. Lange dunkle Mauern mit sarkophagisch - normannischer Dekoration und Innenraum tragen an Öfen und Bestände zahlreiche Türme, welche dem Ganzen eine ernste, festungsartige Perspektive geben, die nur durch spätere Zutaten gemildert oder vielmehr verborgen wird. Schon in uralter Zeit hatte hier eine Basilika gestanden, welche von den Sarazenen in eine Moschee verwandelt wurde. Bemerkenswert im Innern sind die schon genannten Kaisergräber Heinrich VI. und Friedrich II. Zu Füßen des ersten fand man bei der Eröffnung des Sarkophags die kaiserliche Mitra mit arabischer Inschrift, die Grabinschrift des letzteren lautet: Wenn großer Sinn, Gefühl, Anmut der Jugend, Reichtum, unedel nicht erworben, dem Tode widerständig, wäre nimmer Friederich's, der hierinnen ruht, gestorben.

Kuriose Ideen.

Wie man vor 100 Jahren die Steuern betreiben wollte.

Unter den Reformideen des Kanzlers Harbenberg nahm die preussische Finanzreform eine wichtige Stelle ein und beschäftigte die Gemüter lebhaft, da die Frage nach neuen Steuern brennend geworden war und die Ver-

schiedenartigsten Projekte zeitigte. Unzählige Personen reichten Anträge ein und wollten Mittel angeben, durch die den Finanzen des Staates neue



Blick in die Cappella Palatina im Palazzo Reale, Palermo.

der aufgehoben werden könne. Der Staatskanzler übertrug die Durchsicht dieser Eingaben dem um die Ausarbeitung der Finanzreform hochverdienten Friedrich von Raumer, und Raumer erwiderte ihm darauf am 28. August 1810 einen Bericht, der sich in dem bei N. Voigtländer in Leipzig erschienenen Werk „Die Franzosenzeit in deutschen Landen“ wieder abgedruckt findet. Der Referent muß nach Durchscheidung der Aktenbände, die die von Privatpersonen eingereichten Finanzpläne enthalten, konstatieren, daß das Wahre nicht neu, und das Neue nicht wahr oder brauchbar sei. Trotzdem will er einige der gar zu kuriosen Einfälle und Vorschläge aufzählen, deren jeder einzelne von den Einsendern als allein und radikal helfend angepriesen wird.

Unter den Einsendern befanden sich übrigens Grafen, Barone, Edelkute, Bankiers, Militärpersonen verschiedener Art, selbst invalide Soldaten, Kaufleute, Bäder, Wiener, Glaser, Stellmacher, Studenten usw., ja selbst eine Madamessell, wie sie sich unter schreibt. Nichts wäre erwünschter, spricht der eine, als wenn dem Staate durch freiwillige Einzahlung der Bürger geholfen würde; deshalb habe ich einen Plan zu einer die gesamte Menschheit beglückenden Immodifikation-Lotterie, einen zweiten zur Verlosung und Auspielung familiärer Domänen entworfen. — Nur das Unbedenklichste kann man geben, ruft ein anderer, und will die Willkürmacht des Staates durch Einschnel-

zung der entbehrlichsten Steuern auf den höchsten Gipfel heben. Und (fährt er fort) Welch ein Nebengewinn: das mir unangenehme Lätzen wird abkommen. Nur durch Papiergeld ist dem Staate zu helfen, schreiben die andern gleichzeitigen. Der erste verlangt dessen Fertigung allein zum Chauffebau; der zweite „zum Ersatz an Ab-

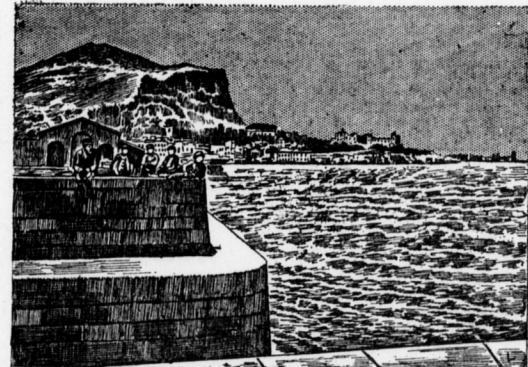


Archangel'sk - Kathedrale (Moskau).

gang des Viehschporibus; der dritte dagegen will, daß jede einzelne Handelszunft ihr eigenes Papiergeld habe, und dies dem Bedürfnisgen zu 40 bis 200 Prozent Zinsen gegeben werde; dem vierten ist Papiergeld doch gar zu papieren, er will lebernes Geld ausgeben. Andere behaupten, es sei leichter, dem Staate durch Monopole zu helfen, und verlangen ein solches für die roten Tabakblätter, damit man nicht mehr brillante Etiketten und schlechten Tabak erhalte.

Weit größerer ist dagegen der Vorschlag des Herrn Ebraim, einer Gesellschaft das Monopol der Versorgung aller Städte mit Lebensmitteln zu erteilen. Die mehren der erleuchteten Verste wollen mit neuen Steuern retten. Der ein glaubt nur das streng Gerecht zu verlangen, wenn er den Bauern das Doppelte ihrer bisherigen Grundsteuer aufbürden will: denn sie befähigen mehr Land als im Kataster in Zahlen ausgedrückt siehe, und alle müßten Gott danken, daß man ihnen die Nachzahlung erlasse. Ein zweiter zornig, „daß die Bauern mit Pferden in der Stadt paradien und wohl gar Menschen umfahren“, fordert ihre höhere Besteuerung, will sie aber dadurch beglücken, daß künftig nur Ochsen statt der Pferde gehalten werden dürfen. Um dies Ziel zu erreichen, werden 1. sogleich alle Hengste kastriert; 2. von drei Küllern darf der Bauer nur eins verkaufen und zwei aufziehen; 3. von einem Kalbe wird soviel Accise erhoben, als von einem Ochsen. Ein anderer Vorschlag geht dahin, die Wollweisse jährlich und zwar geringer zu fixieren, als sie in den benachbarten Staaten liege. Von diesem vorgeschriebenen Preise erhält aber der Produzent nur eine und der Fiskus die andere Hälfte.

Endlich (damit die Alchemie nicht fehle) überreicht einer ein untrügliche Rezept, Gold zu machen, und bittet zu gleicher Zeit — daß ihm die Execution wegen Schulden abgenommen werde.“ — So der „fast unglauubliche und doch ganz wahrhafte Bericht.“



Blick auf Acqua Santa mit dem Grand Hotel Villa Igia.

Druckfehler. Kaum hatte Studiosus Schlauf die Kunde von dem Tode seiner Tante empfangen, so eilte er davon, um sich einem Trauerflor und einen schwarzen Schwipps zu kaufen.

Fatale Bestätigung. Er: „Weise Leute zögern mit ihrer Ansicht; nur Narren sind ihrer Sache sicher.“

Sie: „Weißt Du das ganz genau!“ Er: „Ganz genau!“

Düstere Geheimnisse.

Von W. B. Espar.

Schwer hingen die Wolken vom dunklen Himmel herab. Im fernem Westen rollte der Donner schon. Ein Gewitter am frühen Vormittag — ein Gewitter im Beginn des Jahres. So düster wie am Firmament sah es in den Herzen der Menschen aus. Schwere Angst hat sich der Gemüter bemächtigt. Aus welcher Wolke wird der zündende Strahl herniederzucken? Wird er Unschuldige mit dem Schuldigen treffen?

Sie hatten Weihnachten geheiratet. Das Gewitter stand über ihnen.

Gustaf, Archivar im Herzoglichen Ministerium, Abteilung für geistliche etc. Angelegenheiten, war dreißigjährig Jahre alt geworden, ehe er, bis dahin natürlich ein begeisterter Verehrer des Jungesellennums, sich die „Kofentetten“ des Ehegastes anlegen lassen. Das „Anlegenlassen“ war richtig; denn die Initiative war von der Schwiegermutter ausgegangen. Frau vermittelte Geheimen Erpedierenden Kofentetten Erpedierenden“ in Haus und Hof regierte, hatte ihre Herrschaft auf ihre Zimmerherren mit gleicher Willenskraft und Klugheit ausgeübt und schließlich den Erfolg errungen, ihre Fingerringe, die schon seit einigen Jahren noch immer nicht dreißig werden wollten, zur Frau Archivar zu machen. Das war um so glücklicher, als es dadurch eigentlich ihren Zimmerherrn gar nicht verlor, sondern nur durch das Durchbrechen einer Wand die Verminderung der eigenen Wohnräume bewirkte und „ihre Kinder“ unter ihrer Obhut behielt. Das bauliche Ereignis in dem kleinen, vor dem Tore gelegenen Hause bildete übrigens zur großen Freude der Bauherrin eine Woche das Tagesgespräch der herzoglichen Residenz — eine würdige Vorfeier der kurz darauf folgenden Hochzeit des „jungen Paares“.

Marie Krüger, geborene Schulze, war zwar keine Schönheit, doch besaß sie ein anmutiges Wesen, einen klaren Verstand und — künstliche Zähne. Bekannte bildeten die einzige Schattenfeier ihres Lebens. Sie hatte sich den Zahnersatz in Berlin machen lassen, wo sie im Hause ihrer dort verheirateten Schwester nach einer schweren Krankheit in diesen für sie äußerst lauren Apfel in des Wortes eigener Bedeutung hatte beißen müssen. Ihre ältere und einzige Schwester, die Mutter elf gesunder Kinder, war mit einem vermögenden Kaufmanne verheiratet. Trotz des geordneten Hauswesens sah man von Zeit zu Zeit „Tante Marie“ als Vertreterin gern an Stelle von Frau Hedwig schalten und walten, besonders, wenn diese durch den Besuch des Stodes ihre umfassende Tätigkeit im Arbeitszimmer der Kinder und in der Küche aussetzen mußte. Bei einer solchen Gelegenheit hatte Tante Marie wohl zuviel gewirtschafte; sie zog sich ein Nervenleiden zu. Unmöglich konnte sie ohne Zähne nach Hause zurückkehren. Ihr selbst wäre daran vielleicht gar nicht soviel gelegen gewesen, aber die Mutter mit ihren ewigen Heiratsprojekten hätte der Tochter, der ihr Vorderrange fehlten, daraus einen Vorwurf gemacht, mit dem ersten Gabnenschrei beginnend und bis in die dunkle Nacht während. Was sollte die arme also anders beginnen? Den herzoglichen Hof - Zahnarzt in Tätigkeit setzen? Nimmermehr! Er war wohl verschwiegen, aber sein Haus lag am

Und so geschah es, daß Frau Archivar Krüger vor ihrer Mutter, vor ihrem Gatten und der ganzen Großen und Kleinen Welt um sich herum verabschiedete... Die Fitterrücken waren zu Ende. An dem dunklen Februarmorgen, an

Und während Gustaf noch immer nach Pfingsten ringt, sagt sie schüchtern und leise: „Aber lieber Mann, erlaube Dich doch nicht, das ist ja nicht so schlimm, ich habe — Gustaf ist entzückt über ihre ver-



Hatten sich Herr und Frau Archivar zum erstenmale gründlich gezantzt.

dem der Himmel die düsternen Gewitterwolken selbst der herzoglichen Residenz nicht vorzuentziehen, hatten sich Herr und Frau Archivar zum erstenmale gründlich gezantzt. Natürlich, die Schwiegermutter! Der ernste Charakter der hier verzeichneten Begebenheiten läßt es gar nicht zu, daß von so fröhlichen Dingen, wie es ein Zwitt mit ober über die Schwiegermutter ist, eingehender berichtet wird.

In der tosenden Hast, mit der Gustaf Krüger den Kaffeetisch verließ, um sich ins Amt zu begeben, hatte er zum erstenmale seit seiner Verheiratung die beiden Semeln vergessen, die ihm von der liebenden Gattin allmorgendlich recht appetitlich belegt und eingepackt wurden, oder richtiger, sie hatte geglaubt, er würde lieber selbst auf dem Amte für das Frühstück, mit dem er, beiläufig bemerkt, seine Tätigkeit zu beginnen pflegte, sorgen. Angehts des Dienstgebäudes, das in der Nähe des Schlosses lag, besann sich der Archivar wieder auf sich selbst, und teilte um Marie, die er herzlich lieb gewonnen, noch vor dem Mittagmahl wieder auszusöhnen, teilte um nicht bis dahin hungern zu müssen, entschloß er sich, die fast halbstündige Entfernung noch einmal zurückzugehen. Ganz im Gedanken versunken, ist es ihm entgangen, daß schwere Gewittertropfen niederprasselten und sich mit feinen Schweißtröpfchen vermengten. Die Befürchtung, so spät in den allerhöchsten Dienst zu kommen, befühlte seine Schritte. Er flüchtete er heimwärts. Der innere Le-



So flüchtet er heimwärts.

berand seines neuen weichen Filzhutes, ein Stück von seiner Ausstattung für die Ehe, hat sich ihm fest in den Kopf gelegt, und als er — dem Hut vor Marie lüftet, steht er — tagelänglich vor ihr.

Dem Archivar des Kaffeetisches hatte Marie bemerkt, daß Gustaf ihre Frühstück von dannen gegangen war, und nur das drohende Unwetter hielt sie davon ab, ihrem Gatten die Semeln hinzubringen. In der Hoffnung, daß sich das Gewitter bald verziehen würde, bereitete sie jedoch das kleine Päckchen vor und eilte nun, als sie die Schritte ihres Gatten auf dem Vorplatz hört, zugleich zur schnelleren Herbeiführung der von ihr sehr sehnsüchtig gewünschten Veröhnungsszene — dem Eintretenden rasch entgegen. Und nun steht sie vor einem Staßkopf!

Eine Perücke, ebenfalls kein Fabrikat der herzoglichen Residenz, hängt noch immer an seinem Hute, den er in der Hand hält. Die unheimliche Kälte am Hintertopfe besteht den Abnungstosen endlich über das Entsetzliche. Er, der seine Gattin wegen seiner Festigkeit von dortin um Entschuldigungen bitten wollte, weiß nun nicht, womit er zu beginnen hat. Er muß sich doch schließlich das Geständnis machen, daß er sie, wie die Welt, mit seinem Harschmud getäuscht habe. Hätte Marie Schulze überhaupt einen Staßkopf geheiratet?

Marie hatte nicht vergeblich so häufig an der Spitze gemeilt. Etwas von der Geistesgegenwart hatte sie sich zu eigen gemacht, mit der der Bewohner der Reichshauptstadt den alltäglichen Gefahren des Straßengelümmels gegenübersteht.

Sie ist es deshalb auch, die von ihnen beiden zuerst wieder Worte findend. Blühnell durchfliegt ihr Sinn der Gedanke: Hier ist die richtige Gelegenheit, die eigene Sünde zu beichten.

süßliche Stimmung. Sie hat es ihm nicht einmal übel genommen, daß er schlöpflich ist, und denkt in erster Linie an ihn, an seine eigene Gesundheit.



„Aber, lieber Mann, erlaube Dich doch nicht!“

Er unterbricht sie rasch und merkt deshalb auch nicht, daß sie nicht als Richter, sondern selbst als Schuldige vor ihm steht.

„Ich danke Dir, liebe Marie, von worin ist alles vergessen. Gib mir die Hand, gib mir einen Kuß.“ Er zieht sie an sich.

Noch in seiner Umarmung beginnt sie aufs neue: „Ich habe — „Auch falsche Haare?“ fragt er mit einem Verwundern, die Sache ins Scherzhafte zu ziehen.

„Nein“, lispelt sie, „künstliche Zähne!“ Er starrt sie an, als habe er falsch gehört. Im nächsten Augenblick denkt er aber seiner eigenen Mißthat und schließt Marie aufs neue in seine Arme.

Was während seiner siebenjährigen Dienstreue dem Herrn Archivar noch nie geschehen ist, geschieht ihm heute: Er kommt um eine volle Stunde zu spät aufs Amt. Aber das Stürmzuzeln seines Vorgesetzten, Erzellenz von Wilmhausen, hat heute keinen Schaden für ihn verloren.

Der Himmel hatte sich inzwischen aufgelockert, das Gewitter war vollständig verzogen, und in seinem Herzen lag es klar und fröhlich aus. Entschwunden waren vom ethischen Firmament auch die düsteren Geheimnisse.

Der bescheidene Mascagni.

In Italien wirft man Mascagni oft einen gewissen Mangel an Bescheidenheit vor, aber einmal war er sogar allzu bescheiden. Demals freilich, so erzählt die Patria delg' Italia, war er noch junger Anfänger und wollte Amicatore Bonchielli ein kleines Erntingsswert zur Prüfung übergeben. Da sagte er schüchtern: „Es handelt sich um ein unbedeutendes kleines Wertchen, wirklich eine unrichtige kleine Sache.“ Und Bonchielli rief ärgerlich: „Ihr wollt wohl den Bescheidenen spielen, wie? Warum kommt Ihr denn, wenn Ihr es für unwichtig haltet? Ich habe die falsche Bescheidenheit.“ Und als er wenige Tage später dem jungen Mascagni das Manuskript zurückgab, sagte er: „Sie sind bescheiden, aber Ihr Wert ist noch bescheidener, als Sie selbst. Der junge Komponist entfernte sich mit vielen Bezeugungen, so erzählte Mascagni später selbst, mit sich, ich habe anfangs die letzte Bewertung Bonchielli's für ein Kompliment gehalten. Von diesem Tage an aber war Mascagni die falsche Bescheidenheit von sich, und er ging im gegenteiligen Extrem so gar so weit, später die „Mascere“ sich selbst zu widmen, als ein Zeichen tiefer Achtung und Bewunderung. Das war freilich viele Jahre später, aber die Tatsache, daß sich ein Komponist eines seiner Werte selbst widmet, steht in der Kunstgeschichte vereinzelt da.